



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oldenburger Zustände. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Oldenburger Zustände.

3.

Man hat den Stamm der Friesen, welche bekanntlich die Küsten der Nordsee von der Südersee an bis nach Holstein und Schleswig bewohnen, häufig mit den Schweizern verglichen, und allerdings findet sich auf beiden Seiten der gleiche Unabhängigkeits Sinn, so wie auch ein Land, das dem Vertheidiger große Vortheile bietet, wodurch wiederum dieser Sinn Festigkeit erhielt. Denn wenn die Schweiz an ihren Alpen schwer zu überwindende Burgen besitzt, so gewährt auch die Marsch mit ihren zahllosen Sieltiefen und Schleusen, wodurch das Land leicht unter Wasser gesetzt werden kann, den Friesen ein treffliches Bollwerk. Beide Völkerrämme haben vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert der Fürstengewalt trotzig den tapfersten Widerstand geleistet, und wenn auch die Friesen, welche durch die Natur ihres Landes minder begünstigt waren, zuletzt erlagen, so haben ihnen die Fürsten den stolzen Nacken doch nur wenig gebeugt. Freiheit der Person und Freiheit des Eigenthums ging ihnen nicht verloren, und ihr alter Spruch: „Lieber todt als Slave“ ward nicht umgestoßen. Am bekanntesten ist der langjährige Kampf der Dithmarschen im Westen Holsteins gegen die Grafen von Holstein und die Könige von Dänemark. Unter den oldenburger Friesen sind es die Stedinger, welche die glorreichsten Thaten aufzuweisen haben. Stellt man aber die Frage, ob sich noch jetzt, wo diese Landleute, im Gegensatz zu den Schweizern, längst nicht mehr wehrbar sind, die Friesennatur in ihrer alten Tüchtigkeit zeigt: so müssen wir in Bezug auf die oldenburger Marschbewohner Bedenken tragen, mit Ja zu antworten. Diese mit Sachsen stark vermischten Friesen stehen den Geestbewohnern des Herzogthums an körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit nach, und zwar trifft dieser Tadel die Butjadinger Marsch zumeist. Hier wird der vierte, ja sogar der dritte Theil der Wehrpflichtigen als untauglich zurückgewiesen, während bei der Aushebung von 1840 im Amte Steinfeld, der fruchtbarsten Gegend des oldenburger Münsterlandes, von neunzehn nur Einer nicht mit koste. Die geringe Rüstigkeit der Butjadinger erklärt sich einestheils aus den in den Marschen herrschenden Fiebern, anderntheils aus der Faulheit und Völlerei, wozu die außerordentliche Leichtigkeit des Erwerbs verführt. Auch ist die Sterblichkeit in der Marsch so groß, daß die Bevölkerung daselbst schwinden, statt wachsen würde, strömte nicht immer ein reicher Ersatz von Geestbewohnern nach, welche durch die höheren Löhne gelockt werden. Die Bauern der Marsch zeichnen sich vor denen der Geest durch größere Beweglichkeit des Geistes und höhere Bildung aus; nicht wenige von ihnen haben die Gymnasien zu Oldenburg und Jever besucht, und man findet in ihrem Bücherschranke neben

Schiller's Werken auch wol einen verschliffenen Griechen oder Römer. Andererseits findet sich aber bei den Marschbauern auch viel sittliche Rohheit. Die Viehzucht, welche eine Hauptbeschäftigung dieser Leute bildet, bringt ihnen bei wenig Mühe viel ein. Zudem führt der reiche Hausmann bei seiner Landwirthschaft blos die Aufsicht, während auf der Geest Herr und Knecht gemeinschaftlich Hand anlegen. Da wird denn die Zeit mit Trinken und Spiel vergeudet. Es kommt nicht selten vor, daß eine Gesellschaft Bauern, die Winters nach der Kirche fährt — alle natürlich in eigenen Stuhlwagen und mit eigenen Rossen, die mancher Stadtequipage zur Fierde gereichen würden — nach dem Gottesdienste im Wirthshause bei Bordeaux und Karten festklebt, und den Nachmittag, die Nacht, den folgenden Tag, ja mehrere Tage, und selbst die Woche lang hinter dem Schenktsch sitzt, so daß der Einzelne seine hundert Thaler in die Schanze schlägt. Das Vergnügen bei solchen wüsten Gelagen ist nicht groß; aber man kehrt mit dem stolzen Bewußtsein zurück, durch die That bewiesen zu haben, daß man viel verprassen kann, ohne sich weh zu thun.

Und wie es die Herren im Großen treiben, so die Knechte im Kleinen. Während es auf der Geest Sitte ist, daß die Heirathen erst dann geschlossen werden, wenn beide Theile sich so viel erworben haben, daß sie wenigstens Bett und Ruh mitbringen, mag auch die Braut ein wenig in die Jahre kommen, so vergeuden die Dienstboten in der Marsch nicht selten ihren hohen Lohn völlig, und treten dann, im Vertrauen auf diese ihre Einnahme, völlig kahl in die Ehe. Daher auch den Keimspruch, der in der Marsch gäng und gäbe ist:

De Jungfer is Brut;

Ihr Feuer geht ut,

Ihr Elend geht an.

(Die Jungfer ist Braut; ihr Feuer geht aus, ihr Elend geht an.) Natürlich; denn die jungen Leute beginnen mit Schulden, aus denen sie sich oft nicht wieder herauszuwickeln vermögen.

Unter den oldenburger Marschbewohnern zeichnet sich der Zeveländer besonders durch Intelligenz und Originalität aus. Bei ihm machten sich zuerst in der friedlichen Zeit vor 48 politische Bedürfnisse geltend; es war dort der Sitz der Opposition. Unter den berühmten Männern, welche diesen grünen Streifen Landes Heimath nennen, hebe ich beispielsweise nur den Historiker Schloffer hervor, dessen kernige Friesennatur sich in der bitteren Verfolgung aller Fürstenthrannei bekundet; mit scharfer Feder setzt er den Kampf fort, den die Stedinger vor mehr als sechshundert Jahren mit Schwert und Hellebarde führten.

Im Allgemeinen gilt von dem Oldenburger, was in schwächerem Grade von dem Deutschen überhaupt gesagt werden kann, nämlich daß seine häuslichen Tugenden den geselligen und politischen voranstehn; daß er daheim und innerhalb seiner Familie im vortheilhaftern Licht erscheint. Das patriarchalische Regiment,

das in Bezug auf die Fürsten mit Recht in Mißcredit gekommen, behält hier seine volle Geltung. Der oldenburger Landmann regiert auf seinem Hofe, der eine kleine Welt für sich ist, mit Festigkeit, ohne der Strenge zu bedürfen; denn Frau, Kinder, Gesinde und Feuerleute wissen recht wohl, daß use D'ist (unser Aeltester), wie er genannt wird, der Herr ist. Up sin Meistfahl het de Hahn dat gröttste Recht. (Auf seinem Düngerhaufen hat der Hahn das größte Recht.) Uebrigens hat die Frau ein bestimmtes Revier, wozu auch die Kindererziehung gehört, in das der Mann nicht eingreift. Sie ist unumschränkter Minister der inneren Angelegenheiten; in allen übrigen Dingen nimmt sie die Befehle des Mannes entgegen. Mannshand haven! (Mannshand oben!) sagt das Sprichwort kräftig, oder: War 'n Bäckse is, da gelt kin Wenke (Wo eine Hofe ist, da gilt kein Weiberrock). Aushäufige, vergnügungssüchtige Weiber wird man selten finden.

Zwischen den Kindern des Hauses und den Diensthoten wird meist gar kein Unterschied gemacht. De deent is so good as de der loht (Der dient ist so gut als der, welcher loht) ist ein Sprichwort, das dem Oldenburger Ehre macht. Auch dauert häufig das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen Herrschaft und Diensthoten bestanden hat, über die Dienstzeit hinaus, und die Hausfrau stattet die sich verheirathende Magd freigebig aus. Häuslicher Unfriede, Zank zwischen den Eheleuten, auffällige Widerspenstigkeit der Kinder sind selten. So oft ich auch in oldenburger Bauernhäuser getreten bin, niemals habe ich die Bewohner derselben in Streit betroffen. Jahre lang besuchte ich fast allwöchentlich ein Bauernhaus in der Nähe der Stadt Oldenburg, das, nach dortiger Sitte, zugleich Kaffeeschänke war. Der Mann war dem Dämon des Branntweintrinkens verfallen, und saß meist stumm und stier blickend auf der Hausflur, indeß die wackere Frau die Wirthschaft besorgte. Niemals habe ich diese Frau mit ihrem Manne, der sie ruinierte, schelten, niemals ihm nur ein hartes Wort geben hören. Selbst Stiefmütter leben sich leicht in die Familie ein; ihre schwierige Stellung wird durch das Sprichwort: Stefmoer het 'n langen Steert; all tret 'r up (Stiefmutter hat einen langen Schweif; Alles tritt ihr darauf) sehr anschaulich gemacht.

Der Oldenburger liebt keine frühen Heirathen; it is noch Nümms to late kamen (es ist noch Niemand zu spät gekommen) ist sein Trostwort. Da sich die Menschen gut conserviren, was namentlich auch von der arbeitenden Klasse gilt, die bei geringerer Arbeit und besserer Nahrung weniger Lebenskraft verzehrt: so ist ein Mädchen von einigen dreißig Jahren noch lange keine alte Jungfer. Selten bleibt ein Mädchen sitzen, wenn es nicht geradezu mißgeschaffen ist. Sagt doch ein gutmüthiges Sprichwort: 'N bäten scheef het Godd leew (Ein Bißchen schieß hat Gott lieb.) Auf Schönheit wird von dem Landmann wenig gesehen; denn „man kann von der Moigkeit nich satt weeren“ (man

kann von der Schönheit nicht satt werden). Lobt er die Schönheit, so geschieht es in ironischer Weise:

Moi Wif, moi Fүүr, moi Buus

Is 'n Sierrath for 't Huus.

(Schönes Weib, schönes Feuer, schöne Kage [eigentlich alles Pelzartige] ist ein Zierrath für's Haus.) Noch einmal, der Oldenburger ist ein guter Ghemann, und der Spruch: Erst dat Nödigste, sä de Keerl: da prügelt he sin Wif (Erst das Nöthigste, sagte der Mann: da prügelte er sein Weib) ist Nichts als ein bloßes Scherzwort.

Wir haben oben gesehen, daß die Landleute sich unter einander mit dem bloßen Vornamen anreden. Da es nun aber leicht mehrere vom gleichen Vornamen auf demselben Hofe, in der Bauerschaft oder im Dorfe giebt: so entsteht das Bedürfniß, diese Vornamen näher zu bestimmen. Das geschieht nun entweder durch ein Eigenschaftswort: de lange Farms, de scheefe Jan, oder durch Beifügung des väterlichen oder, was häufiger geschieht, des mütterlichen Vornamens: Gerd's Dierk, Engel är (ihr) Gesche (Engel und Gesche sind dialektische Formen für Angelika und Gesina). Mitunter geschieht es auch, daß einem Hofe seit undenklichen Zeiten ein Name anklebt, der auf den jedesmaligen Bestzer übergeht, indem derselbe seinem Vornamen den Namen des Hofes als eine Art von Zunamen beifügt. Tritt z. B. ein Hinrich Jansen auf dem Hofe Hotes ein, so heißt er von Stund' an: Hinrich Hotes. Vollständig schreibt er sich (z. B. in Urkunden): „Zeller oder Hausmann Hinrich Hotes, geboren Jansen.“ Dies ist besonders auf Stellen des Münsterlandes Brauch. Die vielen Familiennamen auf s (Genitiv) und sen (Sohn) sind friesschen und überhaupt nordischen, nicht sächsischen Ursprungs. Sie erklären sich aus dem uralten, bekanntlich auch bei anderen Völkern verschiedener Zeiten herrschenden Gebrauche, Vor- und Zunamen überhaupt nicht zu unterscheiden, sondern dem Namen des Sohns den des Vaters als nähere Bezeichnung mit angehängtem s (sen) beizufügen, so daß also Giler Lüders der Sohn von Lüder Gilers ist, und der Enkel den Namen des Großvaters erhält. Die vielen Willers, Claussen, Gilers und Hinrichs im oldenburger Lande haben demnach die Wahrscheinlichkeit der friesschen Abstammung für sich. Gegenwärtig duldet die Behörde nicht mehr die friessche Weise der Benennung, und es sind jetzt überall feste Familiennamen eingeführt, wodurch unzähligen Verwirrungen vorgebeugt ist.

Ich habe oben von der selbstverschuldeten Armuth vieler Familien der dienenden Klasse in der Marsch gesprochen; dennoch kann man im Allgemeinen nicht sagen, daß im oldenburger Lande drückende Noth vorhanden sei. Sene schroffen Gegensätze von Reichthum und Armuth, welche sich in überfüllten Ländern, wo der Grundbesitz in beliebig kleine Theile sich spaltet, und in Fabrikgegenden so häufig finden, kennt Oldenburg nicht. Wie groß auch die Zahl der Ver-

mögenden im Herzogthum sein mag, so giebt es doch keinen Millionair; andererseits sind aber auch selbst in der arbeitenden Klasse die Familien sehr selten, die nicht ihre Kuh im Stalle haben und jährlich ein Schwein schlachten. De Arnot lickt (guckt) dem Arbeitsamen wol in de Finster, aber se kummt em nich in 't Huus, ist ein schönes oldenburger Sprichwort, das auch seine volle Wahrheit hat. Wer arbeiten will, findet Arbeit zu gutem Lohne; kurz, das Herzogthum erfreuet sich des seltenen Glücks, gänzlich frei von Proletariat zu sein. In der That ist es eine wahre Freude, den Tagelöhner zu sehn, wenn er, von der Arbeit ruhend, sein Vesperbrod nimmt, und ein enormes Stück Schwarzbrod mit einer dicken Lage Butter bestreicht, und diese Butter noch einmal mit einer Schicht Speck belegt — was er, beiläufig gesagt, nicht nur bezahlen, sondern auch verdauen kann. Der blasse, grimmige Hunger, der zu hundert Verbrechen treibt, setzt seinen Fuß nicht in jene Gegenden, und auch der Bettel, jene Eiterbeule so vieler und namentlich katholischer Länder, wird fast nur von Fremden, und dazu nur heimlicher Weise, geübt.

Die Ursachen dieses allgemeinen Wohlstandes, um den manches weit glänzendere Land Oldenburg zu beneiden hat, sind leicht zu ergründen. Da die Bauerngüter meist nur so groß sind, daß sie einer Familie eine behagliche Existenz gewähren: so erzeugen sie keine übermäßige Capitalanhäufung, bei der Einer mit Schätzen überschüttet wird, während tausend Andere hungern. Eben so wenig geben Fabriken oder Handel Gelegenheit dazu, weil beide unbedeutend sind. Da die Stellen immer nur auf Einen vererben, so bleiben von den Nicht-Erben jedenfalls die oben erwähnten „ole Jungens“ unverheirathet; die Zahl der Ehen ist also geringer als anderswo. Erwägt man ferner, daß die Familien weniger Kinder zählen, nicht allein weil später geheirathet wird, sondern „grov“ weil eine größere Anzahl Ehen unfruchtbar oder weniger fruchtbar sind, was in der Trägheit der Naturen seinen Grund haben mag: so erklärt sich leicht die dünne Bevölkerung und das überall fühlbare Bedürfniß nach Arbeitern. Zwar sucht mancher Arbeiter benachbarter Staaten im Herzogthum Beschäftigung; dafür werden dem Lande aber auch viele Hände durch die Abwesenheit der Hollandgänger und der Matrosen, die sich auf fremde Schiffe verdingen, und von denen immer viele ein Opfer der See werden, entzogen.

Tritt nun aber dennoch Noth ein, sei es, daß eine Familie durch lange Krankheit des Ernährers heimgesucht wird, sei es, daß der Branntwein seine verheerenden Wirkungen äußert, wie ich das weiter unten auszuführen habe, sei es, daß eine allgemeine Calamität, wie z. B. ein Deichbruch, Verderben über Viele zugleich bringt: so läßt es die Behörde, ganz abgesehen von der großen Wohlthätigkeit der Privaten, doch niemals zum Aeußersten kommen. Es verbreitet sich nämlich über das ganze Land ein Netz von Armenanstalten in der Weise, daß sich in jedem Kirchspiel eine Special-Direction des Armenwesens findet,

die aus dem Amtmann, dem Geistlichen und einigen Notabeln besteht, sämtliche Special-Directionen des Herzogthums aber unter einer General-Direction in der Stadt Oldenburg stehen. Zur Bestreitung der erforderlichen Geldmittel wird von dem Staat eine beträchtliche Steuer erhoben. Dieselbe belief sich z. B. in der Stadt Oldenburg in den letzten Jahren auf 1 Thlr. 10 Ggr. von 100 Thlrn. Einnahme, auf 1 Thlr. 2 Ggr. von 1000 Thlrn. Capitalvermögen. Jeder verarmte Oldenburger hat Anspruch auf Versorgung aus dieser Kasse; Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung, Arzt und Krankenpflege, wie auch Schulunterricht, werden im Nothfall aus ihr bestritten; ist die Amme der armen Familie, die Kuh, zu Grunde gegangen, so schafft ihr die Armenbehörde eine neue an.

Indessen wird die Armenkasse nicht so viel in Anspruch genommen, als man denken sollte, da es für eine Schande gilt, Unterstützung aus öffentlichen Mitteln zu erhalten, und zwar nicht allein für den Empfänger, sondern auch für seine Familie im weitesten Sinne des Worts. Auch suchen weit eher Fremde oder Kinder von Fremden, die im Lande noch weniger Anhang haben, als Einheimische, welche schon eher Hilfe bei den Angehörigen finden, um Unterstützung nach. In der That geht der Stolz, von der Armentirection Nichts zu empfangen, sehr weit. Als der Winter von 44 zu 45 gar kein Ende nehmen wollte, und die Vorräthe der Unbemittelten aufgezehrt waren, ohne daß neue geschafft werden konnten, indem die zu Stein gewordene Erde die gewöhnlichen Frühlingarbeiten nicht erlaubte, damals herrschte die Noth auch in vielen Hütten des oldenburger Landes. Neben der Armensteuer wurden sehr beträchtliche milde Beiträge zusammengebracht, um allerwärts Hilfe spenden zu können; aber bald zeigte sich, daß viele Nothleidende aus Scham den wiederholt an sie ergangenen Anforderungen, sich namhaft zu machen, nicht entsprachen, weil sie bisher aus der Armenkasse noch Nichts empfangen hatten und durch Empfang milder Gaben sich zu beslecken fürchteten. Um ihnen dennoch Hilfe zu gewähren, besuchte man die von den Kirchspielsvögten bezeichneten Hütten, und fand ganze Familien ohne Nahrung und Feuer, in stummer Resignation dem Hungertode entgegensehend.

Völlig entgegengesetzter Art ist dagegen das Verhalten Derer, die durch wiederholten Empfang von Armenspenden jenes gewiß edle Gefühl abgestumpft haben. Sie betrachten sich nur zu oft als Pensionaire des Staates, die nur zu fordern und zu commandiren brauchen, so oft sie irgendwo der Schuh drückt, ohne zuvor zu untersuchen, ob sie nicht selber im Stande sind sich zu helfen. Das ist die Schattenseite der oldenburger Armenanstalten. So kam in der Winterzeit ein Mann zu Goldschmidt, der ihn um seine Verwendung bei der Armenbehörde bat, indem seine Familie seit vierzehn Tagen Nichts als Brod, Kartoffeln und Salz — ohne Butter — genossen habe. Als ihm nun Goldschmidt zu bedenken gab, daß er als rüstiger Mann seine Familie recht wohl ernähren könne, wenn er nur arbeiten und den Brauntwein lassen wolle; so antwortete er naiv: Dat

is all recht; da kann'k nicks gegen hebben, Herr Doctor; da kânt aber doch mine arme Fro und min Wurms van Kinner nix to dohn, dat ick mi besupe; da muttet Spetschal doch versorgen. (Das ist ganz recht; da kann ich Nichts dagegen haben, H. D.; aber meine arme Frau und meine Würmer von Kindern können doch Nichts dazu, daß ich mich betrinke; für sie muß doch das Spital — so wird die Armenbehörde genannt — sorgen.) Daß jener Mann Kartoffeln und Brod ohne Butter als einen hohen Grad von Armuth bezeichnet, ist übrigens charakteristisch für dieses wohlhabige Land, wo der Bettler niemals bloßes Brod, sondern Butterbrod verlangt. Freilich bedarf das schwere oldenburger Brod eher einer fettigen Zuthat.

Aus dem geringen Drange nach Auswanderung, den man, wenigstens in den älteren Theilen des Herzogthums bemerkt, geht jedenfalls hervor, daß sich der Oldenburger in seiner Heimath wohl fühlt, und doch ist in dem benachbarten Bremerhaven, wo Jahr aus Jahr ein prächtige Dreimaster mit Deutschlandmüden sich füllen, so bequeme Gelegenheit geboten. Nur der oldenburger Münsterländer, der beweglicher von Natur ist, und sich, ein entschiedener Katholik, vielleicht nicht ohne Mißbehagen unter dem Scepter eines altprotestantischen Fürsten steht, liebt es, auf der andern Seite der Erde eine neue Heimath zu suchen, obgleich er, wenn er ehrlich sein will, gestehen muß, daß es ihm in der alten wohl ergangen. Oldenburg ist ein Land, wo die Finanzen von Klein und Groß bis zum Staatshaushalt hinauf wohl bestellt sind. Das Herzogthum hat unter dem Herzoge Peter Friedrich Ludwig, dem Vater des jetzt regierenden Großherzogs, seine Schulden bis auf den letzten Heller getilgt. Wenn seitdem durch Begebauten eine Schuld von 1,200,000 Thln. gemacht wurde, so ist dies eine wenig erhebliche Summe für ein Land, dessen Jahreseinnahme 100,000 Thlr. mehr beträgt.

Der große Contrast, den Marsch und Geest in Bezug auf Boden, Vegetation, Vieh und Leben der Menschen zeigen, erstreckt sich übrigens nicht so weit auf die körperliche Beschaffenheit der Bewohner, daß ein besonderer Unterschied ins Auge stele, wenigstens in den älteren Theilen des Herzogthums nicht. Der Geestbewohner ist groß, blühend von Farbe, blond, blauäugig und, trotz des mageren Bodens, wohlgenährt, und der Marschbewohner desgleichen. Ueberdies sind die Friesen- und Sachsenstämme dort so durch einander gerüttelt, daß auch in dieser Beziehung kein besonderer Typus ausgeprägt erscheint. Slavische und romanische Beimischung hat der Oldenburger nicht erfahren; man findet bei ihm germanisches Vollblut, worauf er aber nicht gerade stolz zu sein braucht; denn nach meiner Meinung ist eine gute Racenkreuzung auch bei Völkern eine vortheilhafte Sache. Ein redendes Beispiel sind die Engländer, wo die normannisch-sächsische Kreuzung einen Stamm erzeugt hat, dessen Vortrefflichkeit Niemand verkennen wird. Ich bilde mir ein, daß die Oldenburger, wenn auch sie gute

Propfreiser anderer Völkerrämme aufgenommen hätten, leichteren Körpers und regeren Geistes geworden wären. Oder sollte die feuchte, schwere Luft diese Mängel allein verschulden? Diese Schwerfälligkeit in Haltung, Gang, Sprache, im Denken und Handeln thut wirklich den vielen guten Eigenschaften dieses Volkstammes, den körperlichen wie den geistigen, Eintrag. Hoch aufgeschossen, wie ihre Marschthiere, zeigen sie nicht die Kraft und die Ausdauer, die solcher Größe entspricht, während der Holsteiner oder Mecklenburger, bei gleicher Körperfülle, weit mehr Kern besitzt. Schwerfälligkeit ist ein Mangel der Deutschen überhaupt, den Slaven und Romanen gegenüber; der Oldenburger, als germanisches Vollblut, ist aber der Deutschesten unter den Deutschen. Dieses bleierne Wesen geht durch alle Stände und ist so sichtbar, daß man auf den Weserdampfschiffen den Oldenburger, noch ehe er den Mund aufgethan, von dem Bremer oder Hannoveraner augenblicklich unterscheidet.

Charakteristisch für den Oldenburger ist seine Fettigkeit und der Werth, den er auf Fettigkeit legt, wenn auch die Begriffe „tugendhaft“ und „fett“ nicht zusammenfallen, wie dies Goldschmidt aus den Worten eines Fischhändlers schließen will, der ihm fette Aale als „tugendhaft“ angepriesen hatte. Aber ein schöner Mann und ein dicker Mann, ein schönes Kind und ein dickes Kind sind, wenigstens auf dem Lande, kein Haar breit aus einander. Ich weiß nicht, ob es in der Absicht, dicke Kinder zu erzielen, oder aus einem andern Grunde geschieht, daß die Bauerfrauen allgemein zwei volle Jahre stillen. Das Kind is 'n Jahr von Titt (Das Kind ist ein Jahr von der Brust) bedeutet daher nichts Anderes als: es ist dreijährig. Diese Sitte erinnert an den Riesen im Märchen, der so groß geworden, weil er zehn Jahre lang an der Mutterbrust gelegen.

Kommen die Weiber mit ihren Kindern zusammen, z. B. bei Schutzblatterimpfungen, so strahlt die Mutter, die das dickste Kind hat, und wenn es auch ein Kaliban wäre, als ob sie einen Amor auf dem Schooße hielte. Die Mütter mit mageren Kindern aber sitzen stumm in der Ecke und wagen kaum den Blick zu erheben. Diese Fettkindersucht, wenn ich so sagen darf, geht durch alle Stände.

In Bezug auf meine eigenen Kinder hörte ich die Kindermädchen und auch die Damen, die zu uns kamen, wiederholt äußern, daß sie sich besserten. „Mein Gott,“ dachte ich bei mir, „sind denn meine Kinder so jämmerlich, daß Alles immer von ihrer Besserung spricht?“ denn daß dieses Wort in sinnlicher Bedeutung zu nehmen sei, unterlag keinem Zweifel. Allmählich lernte ich jedoch zu meiner großen Beruhigung, daß „ein Kind bessert sich“ so viel heißt als: „es wird dicker,“ (gerade wie mit den tugendhaften Aalen des Fischhändlers;) daß also dem Vater damit eine große Freundlichkeit gesagt wurde. Uebrigens wird sich bättern natürlich auch im moralischen Sinne gebraucht, wie denn ein oldenburgisches Sprichwort den Ausdruck in doppelter Bedeutung neben einander stellt,

wenn es sagt: De Minsk hätert sich uyt Oller, als de Winterswin. (Der Mensch bessert sich mit dem Alter, wie die Winterschweine.)

Den kälbergroßen Kindern entsprechen natürlich nicht allein große Männer, sondern auch große Weiber. Wirklich sieht man hindenhafte Gestalten, und mich wundert es gar nicht, daß einst ein Franzose, der solch einem Weibe in der Stadt Oldenburg an einer Straßenecke begegnete, stammend anhielt und dann in den Ruf ausbrach: Par Dieu, si vous étiez à Paris, je vous ferais grenadier. Natürlich ist hier von den Weibern auf dem Lande und nicht von den Damen in der Stadt die Rede, die als Kinder nicht in dem Grade gestopft und systematisch gemodelt werden, wie die Bauernkinder, und deren „Besserwerden“ deshalb mit Maß vor sich geht, während es auf dem Lande leicht aus allen Jugen weicht. Ergötzlich ist es auch, die Recruten anzusehn, wozu in der Hauptstadt, wo die sämmtliche Mannschaft ausgebildet wird, Gelegenheit genug ist. Anderswo hat das männliche Geschlecht, so viel Embonpoint es in reiferen Jahren auch gewinnen mag, doch im Jünglingsalter eine schlankte Gestalt oder wenigstens eine Taille. Der oldenburger Recrut hat gar keine Taille; die Rippen seines Körpers laufen, wie beim Seehund, von den Schultern zu den Hüften ohne Einbiegung fort. Ein Offizier, gegen den ich mich darüber aussprach, meinte, daran trügen die wollenen Leibjacken, die fast jeder Oldenburger von klein auf des feuchten Klimas wegen trägt, die Schuld; allein die Sache liegt offenbar anders: die vielen Speckstücke, die der Recrut daheim von früh auf hat verzehren müssen, sitzen ihm lebendig auf den Rippen.

In dem Gange des Menschen spricht sich vorzugsweise die Lebendigkeit seines Naturells aus. Franzosen, Italiener, Spanier, Polen, Griechen zeichnen sich vor den Deutschen und überhaupt vor den Völkern germanischer Abstammung — man denke nur an den Grenadierschritt der Engländerinnen — durch Gang und Haltung aus. Unter den Deutschen weiß der Tyroler seinen Körper gut zu tragen; er ist eben so frei von dem steifen Nacken des Soldaten, wie von der hohlen Brust der meisten Landleute. Der Oldenburger ist sein volles Gegenteil. Von dem Gange des Marschbewohners war schon oben die Rede; aber auch der Geestländer schreitet, wie mit bleiernen Füßen. Es mag dies zum Theil von den Holzschuhen herrühren, die von der ärmern Klasse von klein auf die ganze Woche durch — Barfüßige sieht man fast nie — von den vermögenden Landleuten wenigstens häufig bei der Arbeit gebraucht werden. An der schlechten Haltung ist ohne Zweifel auch das über die Schultern gehende Tragholz Schuld, an dem besonders das weibliche Geschlecht Wasser, Milch, Spüllicht und hundert andere Dinge in Eimern trägt, während man in Gegenden, wo die Last auf dem Kopfe getragen wird, überall die beste Haltung gewahrt. Oft habe ich in dieser Hinsicht die Landmädchen beobachtet, die doch nach Alter und Geschlecht leichten Schrittes sein sollten, wenn sie Sonntags

reihenweise nach der Stadt zur Kirche kamen: trotz der dünnen Lederschuhe hatten sie alle denselben plumpen, vorwärts fallenden Gang. Auch in Frankreich giebt es viele Gegenden, wo beide Geschlechter von klein auf Holzschuhe tragen; wo sogar, was man im Oldenburgischen niemals sieht, in Holzschuhen getanzt wird, und zwar der Tanz der Grazie, die Quadrille; aber es hat nicht dieselbe Wirkung, weil quecksilberne Glieder in den Sabots stecken.

Rasch zu gehen erlaubt dem Oldenburger sein Naturell nicht, wie man ihn auch höchst selten laufen sieht. „Jetzt wollen wir einmal austragen,“ hörte ich neulich zwei pfälzer Landmädchen sagen, die Abends von Mannheim aus nach ihrem Dorfe zurückkehrten; und nun setzten sie, ohne ihr Geplauder zu unterbrechen, auf dem Fußwege der Straße dahin, als ob sie Flügel an den Sohlen hätten. Zwei Oldenburgerinnen, an ihrer Stelle, zu derselben Eile gezwungen, wären in der ersten Viertelstunde ohne Athem gewesen und in Butter zerronnen.

Liebig macht aus dem Umstande, daß die meisten Culturvölker Europa's mehr Seife verbrauchen, als die Deutschen, einen nachtheiligen Schluß auf unsre Reinlichkeit, und er mag nicht Unrecht haben. Wie dem aber auch sei, sicher wird der Oldenburger die wenigste Seife unter den Deutschen brauchen. Da das Land fast keine Bäche hat, da ferner die Torfasche nicht zum Laugen benutzt werden kann, ist das Waschen, so wie die gründliche Reinigung der Wäsche, sehr erschwert. Ueberdies erzeugt die Feuerung mit Torf viel fliegenden Schmutz, der sich an Haut und Kleider hängt. Aus allem Diesem folgt nicht nur, daß auch der feinste Oldenburger keine gründlich weiße Wäsche hat, sondern daß im Allgemeinen eine gewisse Demoralisation in Bezug auf Reinlichkeit herrscht, die bei den Handwerkern, der dienenden Klasse und den Landleuten sehr auffallend ist. Letztere tragen durchweg selbstbereitete dunkelröthliche Stoffe, die auf das Verschlucken von möglichst viel Schmutz berechnet scheinen; helle Tücher, weiße Schürzen und dergleichen sieht man nicht, und die Leib- und Bettwäsche wird sehr wenig gewechselt. Selbst die Herren in der Stadt tragen ihr Hemd eine Woche lang, was in Frankreich kein Tagelöhner thut, indem sie mit aufgeklebtem Vorhemdchen wenigstens den Schein reiner Wäsche zu bewahren suchen. Das non plus ultra von Schmutz stellen die Leute dar, welche den Sommer durch den Torf nach der Stadt fahren; man sieht sie, auch nach der Arbeit, nicht anders, als in einem wahren Panzer von schwarzem Staube.

Vom Baden in frischem Wasser auf dem Lande ist so gut wie gar nicht die Rede. Da die Gelegenheit dazu häufig mangelt, verschmäht man sie nicht selten da, wo sie sich bietet, und doch ist die, wenn auch nur kurze Sommerhitze nirgends drückender und darum nachtheiliger, als im Sumpflande. Eine Süddeutsche meiner Bekanntschaft, die, völlig gesund, ohne den Arzt zu befragen, Suinte-Bäder nahm, wurde häufig von den Oldenburgerinnen wie Eine angeredet, die damit ein Wagniß bestעה. — Auch sind die Bade- und namentlich die Schwimm-anstalten in der Stadt Oldenburg sehr dürftig.

Was die oldenburger Schönen in Stadt und Land nicht wenig auszeichnet, ist die blühende Gesichtsfarbe und die außerordentliche Weiße ihrer Haut, die ich oft genug selbst bei Frauenzimmern beobachtet habe, die sich nicht im mindesten der Sonne entzogen. Es ist das jene nordische, etwas kalte Weiße, die ins Blaue spielt, während die südliche Hautfarbe einen warmen bräunlichen Ton hat.

Ueberhaupt wird der Fremde, der die Bälle der Residenz besucht, einen recht hübschen Frühlingsgarten von Mädchen finden, die einfach, aber nicht ohne Geschmack gekleidet sind. Zugleich wird es ihm jedoch auffallen, daß diese Mädchen in ihrem Grüßen und Neigen, überhaupt in ihrer Haltung, ihrem Gespräche (respective Schweigen) und ganzen Wesen eine gewisse stereotype Gleichförmigkeit und Befangenheit an sich tragen, die ihnen Eintrag thut. Neben den Stadtmädchen sind auch die Landmädchen, wie neben den Gartenblumen die Feldblumen, keine verächtliche Erscheinung. Das niedliche handgroße Häubchen, von dem oft breite Bänder in lebhaften Farben flattern, stehen den frischen Dirnen gar hübsch. Erscheinen sie mit ihren blank geschuerten Eimern, welche zierlich an einem Tragholze, wie die Schalen einer Waage, von der Schulter niederschweben; ist auch die Sonne so guter Laune, auf den blank geschuerten Messingnägeln des Tragholzes und den Messingbändern des Eimers zu blitzen, so nimmt sich das recht artig aus. Außer dem erwähnten Häubchen sieht man in den alten Theilen des Herzogthums Nichts, was an ein Costum erinnerte, und auch im Münsterlande verschwinden die Trachten immer mehr; nur die schwarzen Sammethüte, die schrecklichen Caricaturen von Damenhüten, scheinen sich dort bei den Weibern vom Lande behaupten zu wollen.

Eine besondere Sucht, sich zu puken, hat der Oldenburger im Allgemeinen nicht, wie er überhaupt nach Dingen, die dem bloßen Scheine dienen, wenig fragt. Born fix, achter (hinten) niz lautet sein Sprichwort. Auch unterscheidet sich der Bauer Werktags von seinen Knechten nicht im mindesten, und es bedarf bei seiner schlichten, schwerfälligen Erscheinung wirklich einiger Anstrengung, um das Schöne, was er hat, z. B. die schmale gerade Nase, die fast alle auszeichnet, anzuerkennen. Bei den Soldaten, welche gute Haltung und reine Kleidung vor dem Bauer voraus haben, treten die körperlichen Vorzüge mehr ins Licht, und in der That nehmen sich die oldenburger Truppen recht stattlich aus.

Der Oldenburger sieht behaglich und satt aus, während so viele andere Deutsche — bei angestrenzter Arbeit und schmalen Kost — Plage, Hunger und Kummer auf dem Antlitz tragen. Dat leewe Alten — denn so drückt sich der Oldenburger aus, wenn er von seines Leibes Nahrung spricht, „das liebe Essen“ ist ihm aber auch eine Herzenssache, neben der das Trinken nur eine geringe Rolle spielt, und das Wort „Trinkgeld“ stammt sicher nicht aus diesem Winkel Deutschlands. Goldschmidt stellt in seiner wiederholt von uns benutzten Sprichwörterammlung, die seinen Skizzen einverleibt ist, das hochdeutsche Sprichwort:

„Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“ neben das oldenburgische: Aten un Drinken holt Liew un Seele tosamem, bäter as 'n isern Band. Die Worte: un Drinken sind blos, dem Hochdeutschen zu Gefallen, stehen geblieben; der Zusatz: bäter as 'n isern Band (besser als ein eisernes Band) ist aber ganz im Geschmack dieser Niederdeutschen, die, wenn sie hungrig sind, schlotterig werden, wie ein Faß, von dem die Reifen gesprungen sind, während ein spanischer Soldat mit einem Stückchen Brod und einer Zwiebel einen Tag lang marschirt. So as em gaht de Backen, so gaht em oof de Hacken (wie Jemandem der Backen geht, so geht ihm auch die Hacke); nur wer tüchtig ist, kann auch tüchtig arbeiten — heißt ferner ein oldenburger Sprichwort, womit ein Grundsatz ausgesprochen wird, dem bekanntlich auch die Engländer, und mit weit mehr Erfolg in Bezug auf die Leistungen ihrer Arbeiter, huldigen. Auf das Wie kommt es bei dem „leewe Aten“ nicht so sehr an, als auf das Wieviel; denn, sagt der derbe Landmann in Bezug auf sich selber: 'N good Swin frett Alls (Ein gutes Schwein frisst Alles). Von dem Feinschmecker fürchtet er, daß er zu viel ausgeben: Wollsmack kummt an 'n Bädelsack (Wohlgeschmack kommt an den Bettelsack), und weist hartnäckig jede Neuerung in der Küche ab: Wat de Buur nich kennt, dat frett he nich. Er verlangt von seiner Kost, daß sie vor allen Dingen stäwig, d. h. derb und nachhaltig sei; und wirklich gehört ein eiserner Bauernmagen dazu, Stoff und Masse zu bewältigen.

In den südlichen Theilen des Herzogthums besteht das Immet (Frühstück), welches die Landleute nehmen, nachdem sie schon einige Stunden in der Frühe gearbeitet haben, aus warmer Milchsuppe mit Mehl und Schwarzbrod, welches letztere nach Art des westphälischen Pumpernickels vierzig Pfund schwer gebacken wird. Gemüse und mehrmals in der Woche, wenn nicht täglich, Speck oder auch Rauchfleisch, dazu Milch mit Schwarzbrod, bilden das Mittagsmahl. Das Vesperbrod besteht im Sommer ebenfalls aus Milch und Brod, und ähnlicher Art ist auch die Kost, wenn sich Abends, nach vollbrachter Arbeit, des Wehrfesters Familie und „das Volk“ seitwärts vom Herde um den Mannsiedel sammeln, nachdem der Großknecht mit dem Rücken des gewaltigen Brodmessers auf den Eigenthümlich geschlagen hat, um Alle zusammenzurufen. Auf des Hausvaters Wink spricht dann der Küchjunge das Gebet, worauf ein nicht lebhafter, aber erfolgreicher Angriff auf „dat leewe Aten“ unternommen wird. Sicher essen alle Landleute langsam; aber der Oldenburger ist der Langsamste unter den Langsamen; daher auch das Scherzwort: Ett langsam, leewe Jan; Du weest nich, wat Du laten kannst (B langsam, lieber Johann; Du weißt nicht, was Du lassen kannst).

Von ähnlicher Beschaffenheit, wie die oben erwähnte, ist des Landmanns Kost in anderen Theilen des Herzogthums; immer sind Milch, Schwarzbrod, But-

ter, Speck, Schinken und Rauchfleisch die Hauptnahrungsmittel, mit dem Unterschiede jedoch, daß Kaffee und Thee mehr in Anwendung kommen. In vielen Theilen der Marschgegenden, besonders in FEVERLAND, ist Thee ohne Zucker tägliche Kost der Landleute. Solcher Thee mit Butterbrod ist auch die Abendkost der Dienstmädchen in der Stadt. Die genannten Fleischgerichte, die sich freilich durch Güte auszeichnen, sind die einzigen, die Monate lang auf des Landmanns Tisch kommen. Seine Kälber und Ochsen wandern nach der Stadt und oft noch viel weiter.

Die Schwarzbrode sind übrigens in den älteren Theilen des Herzogthums weit kleiner als im Münsterlande, das in allen Dingen schon den Uebergang zu Westphalen bildet; sie werden aber ebenfalls aus nicht gestätetem, also von der Kleie nicht befreitem Roggenmehl bereitet. Diese Art Brod, welche überhaupt den plattredenden Gegenden Deutschlands eigen ist, so daß Brod- und Sprachgrenze zusammenfallen (im Rheinthal z. B. zu Andernach), ist ungemein kräftig und nahrhaft. Selbst Diejenigen, welche es nicht von Hause her gewöhnt sind, genießen es gern mit Butter; die Eingeborenen vermiffen es aber schmerzlich in der Fremde. Ein oldenburger Kindermädchen, das meine Familie auf einer Reise nach Süddeutschland begleitet hatte, aß auf dem Rückwege vor dem ersten Gasthose, der wieder die langersehnte Kost brachte, den Pferden das grobe Schwarzbrod aus dem Futtergestell weg. Man hat eigene dünne, breite und scharfe Messer, um dieses Brod zu schneiden. Die Art und Weise, wie dieses Messer angefaßt und geführt wird, ist eigenthümlich, und es bedarf wirklich der Uebung, um feine, gleichmäßig dicke Schnitte, wie sie beliebt sind, zu Stande zu bringen.

Dieses Brod wird gewöhnlich nur zu Butter genossen, und dient also nicht als Nebenkost zu anderen Speisen beim Mittagmahl, wozu es sich auch weit weniger eignet, als unser der Semmel viel näher stehendes leichtes Brod. Der Fremde ist also in Oldenburg in der unbehaglichen Lage jener Fürsten, die Friedrich von der Pfalz auf dem Schlosse zu Heidelberg tractirte, denen er aber das Brod verweigerte, um sie für ihre Verwüstungen der Fluren des Landmanns zu strafen. Als Surrogat reicht man abgekochte Kartoffeln zu jedem Gerichte, so daß also bei vier Gängen viermal dieselben ungeschmelzten Kartoffeln als Adjutanten erscheinen. — Der feuchtere und süßere Pumpnickel des Westphalen ist dem Brode, das im Oldenburgischen gebacken wird, gleichwol nahe verwandt.

In diesem Lande, das sowol Butter als Fett in großer Menge liefert, ist der Verbrauch beider weit größer als anderswo; das feuchte Klima scheint dies zum Bedürfnisse zu machen. Dieser Ueberzeugung lebte ohne Zweifel auch jener Bauer, dem wiederholt Speck gestohlen wurde, ohne daß er den Dieb hätte ermitteln können. Endlich ertappte er einen armen Menschen aus der Nachbarschaft auf der That. Als er demselben Vorwürfe machte und ihm vorhielt, daß er doch Kartoffeln und Brod, so viel er brauche, von der Armenbehörde erhalte,

erwiderte dieser: „Wir können doch den ganzen Winter durch die Kartoffeln nicht ohne Fett essen, wie die Schweine,“ und der Bauer fand diesen Grund so schlagend, daß er dem Diebe den Speck schenkte.

Der Grad des Fettkochens ist übrigens ein verschiedener. Die Zeveraner z. B., welche sogar Butter in die gesottenen Eier bringen, und deren Kohl förmlich in einer See von Fett und Butter schwimmt, rümpfen die Nase über das angebliche Magerkochen der Stadtoldenburger — was eine himmelschreiende Ungerechtigkeft ist.

In den Städten ist in einfacheren Häusern eine Kost gäng und gäbe, bei welcher Suppe, Gemüse, Rindfleisch und Kartoffeln zu einem kräftigen Gerichte vereinigt sind. Sonntags erscheint dann meist ein enormer Kälberbraten, welchen der Fleischer aus dem doppelten Grunde zu beschaffen vermag: einmal, weil von dem schönen Vieh auch schöne Kälber kommen, und dann, weil man sie weit später von der Kuh nimmt, als anderswo. Kälber mit Fleischerhunden zu treiben, ist im Oldenburgischen durchaus nicht der Brauch. Solches abscheuliche Fezen, überhaupt jede Thierquälerei, namentlich auch bei Pferden, würde das Gefühl jener guten Menschen verletzen. Auf der Straße von Florenz nach Rom sagte mir ein Betturin, der einmal in Frankfurt gewesen war: „In Deutschland haben es die Pferde besser, als die Menschen in Italien.“ Wie überschwänglich würde sich dieser Mann erst ausgedrückt haben, wenn er Oldenburg gekannt hätte! Was die Kälber angeht, so werden sie, wie auch das andere Kleinvieh, auf Wagen oder Schiebkarren von dem Landmann nach der Stadt gebracht; im Nothfall nimmt er auch das Kalb auf die Schultern.

Wie die südwestdeutsche Küche mehr an die französische erinnert, so die nordwestdeutsche an die englische. Die Fleischspeisen jeder Art sind, wie man denken mag, ausgezeichnet, wenn auch die Blume des Viehs, seitdem die Einfuhr freigegeben ist, nach England, zum Theil auch in die Küche der reichen bremer Kaufherren geht. Rindfleisch wird häufig gebraten genossen. Bei größeren Essen darf der englische Plumppudding nicht fehlen. Der sehr delicate rohe Schinken wird sehr zweckmäßig auf kleinen runden Holzplatten, die neben die Teller gelegt werden, ganz klein zerschnitten. Gänse hat man von 18, von über 20 Pfunden, obgleich sie nicht gestopft werden; die Natur mästet hier schon genug. Auch an Fischen ist kein Mangel. Die kaffeebraunen Moorwasser liefern treffliche Male in großer Menge; Niesenhechte kommen zu sehr billigen Preisen aus dem Zwischenahner See; Seefische, Garnate und Austern schickt das nahe Meer.

Ein Lieblingsgericht und Nationalessefen der Oldenburger jeden Standes ist der braune Kohl in fettester Zubereitung mit Pinkeln, d. i. Würsten, die seltener Weise mit Gerste und Fett gefüllt sind. So wenig schwunghaft die Gefühle des Oldenburgers sind, dieses Gericht kann ihn begeistern; ja es werden förmliche „Kohlpattien, d. h. Herreneffen in öffentlichen Localen veranstaltet, wobei Kohl

mit Pinckeln in möglichster Quantität — man verzeihe den Ausdruck; aber ich muß wahr sein — verschlungen wird.

Die Suppen sind ein traurig Register. Bier-, Pflaumen- und andere Obstsuppen jagen mir bei der bloßen Vorstellung einen kleinen Schauer über den Leib. Salat mit Rahm oder Syrup ist beinahe noch schrecklicher. Ueberhaupt sind wunderliche Verbindungen von Sauer und Süß, merkwürdige Mesalliancen des Geschmacks beliebt. Komisch und zugleich lästig ist die Sitte der vielen Schüsseln, Schüsselnchen und Tellerchen, die bei Mahlzeiten zu gleicher Zeit herumgegeben werden, so daß ein unaufhörlicher Kreislauf, ein Jagen von Gerichten von rechts nach links, von links nach rechts stattfindet. Führt Jemand ein Gespräch, so kann recht gut zwischen je drei oder vier Worten eine Schüssel gerechnet werden. Z. B.: „der oldenburger Landtag“ — Rinderbraten — „hat einen merkwürdigen“ — Rinderbratensauce — „Umschlag erfahren.“ — Preiselbeeren — „Während sonst die Nothen“ — Heringsalat — „ein entschiedenes Uebergewicht hatten“ — Sardellen — „ist jetzt eine liberalconservative“ — Himbeerengelé — „Gothaer Partei“ — Johannesbeerengelé — „obenauf“ — Essiggurken. — „Dies erklärt sich“ — Garnate — „durch den Abfall“ — Pickels — „der ländlichen Bevölkerung,“ — Kartoffeln — „die sich Anfangs“ — grüner Salat — „durch die Demokraten“ — eingemachte Kürbisse — „hatten übertölpeln lassen“ — Essiggurken in Schnitten. — Entsteht, wie dies so leicht geschehen kann, irgendwo eine Stockung, so könnte man vier Hände gebrauchen, um vier Schüsseln zugleich zu halten. Und abgesehen von der Noth der Handreichung, welches Quodlibet von Gerichten sammelt sich nicht bei dieser Sitte auf den Tellern der Gäste!

Thee wird in den Städten als Abendkost in großer Feinheit und sehr stark getrunken. Der Tropfen kalten Rahms (Rohm genannt), der hinzugegossen wird, darf nicht mehr als eine Thräne betragen. Mit großer Verachtung sieht der Norddeutsche auf den nachlässig bereiteten schwachen Thee des Süddeutschen. Auch sein Kaffee ist meist besser; viel weniger schmackhaft ist dagegen alles Backwerk, das zu Thee oder Kaffee genossen wird, wie überhaupt die Mehlspeisen, weil das feinere Mehl geringer ist.

Die Wasserleiden der Landleute, deren ich oben in Bezug auf Waschen und Baden gedachte, erstreckt sich auch auf das Trinken. Dies ist nicht allein in der Marsch der Fall, wo es an trinkbarem Wasser gebricht, wenn man sich nicht mit Filtrirmaschinen helfen will, und wo meist der Thee die Stelle des Wassers versehen muß, sondern auch auf der Geest, wo es gesundes und hin und wieder auch recht schmackhaftes Wasser giebt. In einem Dorfe bei der Stadt Oldenburg, wo ich Wasser von einem Bauern begehrte, und das Glas, ohne abzusetzen, leerte, sah mir der Mann stauend zu, und meinte dann, ich müsse doch wol eine recht gute Brust haben. Es ist noch nicht lange her, daß ein Arzt

auf dem Lande seinen Ruf auf's Spiel setzte, wenn er seinen Kranken den Genuß des reinen, oder, wie der Bauer sagt, des blanken Wassers verordnete; allmählich ist jedoch der Ruf von der Wasserheilkunde auch zur ländlichen Bevölkerung gedrungen, und sie läßt sich das Wasser wenigstens als Cur gefallen.

Was die anderen Getränke angeht, so ist der Franzwein (Bordeaux), der vorzugsweise in dem bis jetzt noch bestehenden Steuerverein getrunken wird, so wohlfeil die geringen Sorten auch sein mögen, dennoch ein Gegenstand des Luxus; und auch das Bier, obgleich es mehr und mehr in Ausnahme kommt, ist immer noch zu gering oder zu theuer. So bleibt der ärmern Klasse nur der Branntwein übrig, der eher ein Feind als ein Freund des Menschen ist. Bier und Wein machen den Menschen fröhlich; an den Orten, wo sie gespendet werden, herrscht Lachen und Gesang. In den Branntweinschänken geht es still zu; die Gäste sitzen im Oldenburgischen meistens nicht einmal, sondern gießen stehend, auf kalter Haussflur, das Feuerwasser in sich hinein, stumm und stier vor sich hinblickend, und von Zeit zu Zeit durch Aufklopfen ein zweites Glas fordernd. Kommt es zur Lustigkeit, so ist es eine bestialische. An die Neben und ihren goldenen Saft knüpft sich eine Fülle von Poesie; die Biertrinker haben wenigstens den König Gambrinus zum Patron; aber der Schnapps ist ein gottverlassenes, brutales Getränk. Es giebt freilich achtzig- und neunzigjährige Branntweintrinker; man wird deshalb Bedenken tragen, den Branntwein, in kleinen Quantitäten und überhaupt mäßig genossen, als schädlich für derbe Menschen darzustellen, wie das von vielen Eiferern der Mäßigkeitsvereine geschehen ist. Die Gefahr liegt in der leichten Verlockung zum Uebermaß; das Zuviel grenzt hier so nahe an das Nichtzuviel, und wirkt, wenn es zur Gewohnheit wird, so verderblich, daß meiner Meinung nach dieses Getränke mit allen Waffen bekämpft werden muß. Seine Unentbehrlichkeit in gewissen Fällen behaupten zu wollen, ist thöricht, da unsre Vorfahren, die uns an Nützigkeit eher übertrafen als uns nachstanden, ihn überhaupt gar nicht gekannt haben. Wer es noch bezweifelt, daß der Branntwein ein physisches und moralisches Gift sei, der durchforsche die Hütten der oldenburger Landleute; er sehe, wie schreiende Kinder mit Branntwein beruhigt, d. h. betäubt werden; wie nicht allein der Mann, sondern auch die Frau, mit der Schnappsflasche in der Hand, ins Feld ziehen, um daraus für sich, für ihre Knaben und Mädchen eine vermeintliche Stärkung zur Arbeit zu gewinnen, welche aber Nichts ist als eine Aufreizung, flüchtig wirkend wie ein Peitschenhieb, und dann in Mattigkeit umschlagend; er sehe, wie sonst achtbare Familienhäupter, ja die ganze Familie selbst und ganze Districte, dem Schnappstempel verfallen, der sie aus Wohlstand in bettelhafte Armuth, aus Glück und Unschuld in Unfrieden und Verbrechen, aus Ehre in die tiefste Schmach und Schande stürzt, und er wird sagen müssen, daß der Branntwein der Hauptfeind und Tyrann des sonst so gut gearteten oldenburger Volkes sei.

Die Erkenntniß dieses weit verbreiteten, tief fressenden Schadens hat zur Gründung einer Menge von Mäßigkeitsvereinen geführt, wobei besonders zwei hochverdiente Geistliche aus dem Hannöverschen: Kaplan Selig und Pfarrer Bödeker, segensreich gewirkt haben. Die Mitglieder verpflichten sich nicht nur, keinen Branntwein, noch ein Getränk, bei dem der Branntwein ein Hauptbestandtheil ausmacht, zu genießen, sondern auch dergleichen nicht zu verabreichen, wie das bei verschiedenen Gelegenheiten Sitte war und zum Theil noch ist, und auch sonst dem Branntweintrinken durch Rath und That möglichst entgegenzutreten. So wird z. B. in vielen Häusern der Stadt Oldenburg kein Punsch mit Rum oder Arac mehr bereitet; man meidet ihn entweder ganz, oder nimmt Champagner als Zuthat. Dies ist der sogenannte Mäßigkeitspunsch, der in Bezug auf die Ausgabe eben so gut auch Unmäßigkeitpunsch heißen könnte.

Durch die Mäßigkeitsvereine ist ein gewisser Schimpf auf die Branntweintrinker geworfen worden; viele Männer und ganze Familien sind durch gänzliche Entsagung dem Verderben entrisen, andere wenigstens vom Uebermaße oder vom öffentlichen Trinken und der Verführung ihrer Umgebung zurückgeschreckt worden. Besonders blühten die Vereine vor dem Jahre 1848; denn nicht wenige von denen, welchen damals noch die Gelegenheit genommen war, irgendwie am Staate sich zu bethätigen, suchten hier zu wirken, bis dann die neue Zeit ihnen ein weiteres Feld eröffnete. So ist der Eifer in der Mäßigkeitssache etwas erkaltet. Möchten doch die alten Branntweineinde, von denen mancher seitdem die Erfahrung gemacht haben mag, daß er nicht von dem Holze sei, aus dem die Staatsmänner geschnitzt werden, wiederum zu ihrer alten, einfachen, glücklichen Fehde gegen das Feuerwasser zurückkehren, bedenkend, wie viel auf diesem Felde noch zu thun ist, und wie leicht der Hydra wieder die abgeschlagenen Köpfe wachsen!

(Fortsetzung folgt.)

Neueste englische Literatur.

Nathaniel Hawthorne.

Dieser amerikanische Dichter gehört in dieselbe Schule, die wir vor einiger Zeit in Longfellow und Margaret Fuller charakterisirt haben; einer Schule, die durch den Philosophen Waldo Emerson mit Carlyle in Verbindung steht und sich in letzter Instanz auf Shelley zurückführen läßt. Hawthorne ist unter allen diesen Dichtern derjenige, der bei uns am meisten Anklang finden dürfte, weil er we-